

G e s c h i c h t e

der poetischen

National-Literatur

der

D e u t s c h e n

von

Dr. G. G. G e r v i n u s.

E r s t e r T h e i l.

Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis
gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts.

L e i p z i g.

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1 8 5 5.

in sich vereinten, so leitet dagegen Beldegk ganz auf die weichere Folgezeit über, die das Heroische ganz aufgibt, im Herbort aber spiegelt sich eine Zeit der Verwilderung, wie die der Gegenkönige Philipp und Otto war, und in ihm erscheint eine gleichsam erzungene Kraft und die unnatürliche Anstrengung eines Jünglings der zwischen Talent und Leichtsinne, zwischen zügelloser Kraft und Weichheit, zwischen Geschmack und Gemeinheit getheilt und von Ungleichheiten voll ist, eine Erscheinung, die ich neben Nithart mit dem teutonischen Geschlechte unserer jungen Göttinger Dichter des vorigen Jahrhunderts vergleichen möchte.

VI.

Regeneration des deutschen Volksepos.

Ich weiß von den Nibelungen und der Gudrun an keinem schicklicheren Orte zu reden, als hier, wo sie auf der einen Seite mitten unter den aus der neuen Richtung der Zeit gestoffenen Dichtungen stehen, am auffallendsten dagegen contrastiren, und die Dpposition der Hofsichter erklären, wo sie auf der andern Seite noch am nächsten an die Dichtungen des 12ten Jahrhunderts rücken, in welchem diese Gedichte die großen Veränderungen erlitten, die ihnen allmählig ihre jezige Gestalt gaben, nach der sie in den Anfang des dreizehnten gehören. Rücksicht auf die ängstlichere chronologische Stellung muß dem Kritiker, kann aber nicht einem Werke wie dieses zukommen, das überall den Geist der Sache im Auge hat, der uns hier entschieden ins zwölfte Jahrhundert weist. Daß die Gudrun in diesem in früherer Gestalt existirte, ist durch neugefundene Zeugnisse entschieden; daß aber die Nibelungen darin vielfältige Schicksale erlitten haben, ist von Niemanden geleuznet. Leider können wir diese nicht anders als errathend und vermuthend verfolgen; und die Resultate, die auf solchem Wege gewonnen werden, können wohl den Scharfsinn kritischer Forscher, aber nicht den darstellenden Historiker reizen, der überall das sichere Allgemeine dem ungewissen Besonderen vorzieht. Wo zudem so aus-

gezeichnete Männer, wie Lachmann und die Grimm, gearbeitet haben, die fast auf die Autorität alter Quellen Anspruch machen dürfen, da wäre es vermessen, auf die Einzelheiten in der Geschichte unseres Volksgebichtes einzugehen, über die in Uebereinstimmung zu kommen diese Kenner selbst nicht hoffen können; ich werde mich daher an das Ausgemachte halten, und dieses wieder nur aus den Gesichtspuncten betrachten, die dem Plane meines Buches zusagen.

Wir haben oben gesehen, wie die Dietrichsage in der Völkerwanderung entstehen konnte, welche Veränderungen sie zu welchen Zeiten muthmaßlich erlitten haben mochte; wir fanden, daß die Siegfriedsage, vermöge ihres engeren weniger epischen Charakters in den Zeiten der Völkerwanderung von Deutschland aufgegeben und seitdem im Norden ebenso vorliebend gepflegt ward, wie im Süden die Dietrichsage. Daß dort die Sage von Siegfrieds Mord und Kriemhildens Rache reiner und ursprünglicher erhalten ward, bei zwar vielfacher nationaler und localer Veränderung, ist von Jedermann anerkannt; in Deutschland sehen wir aber das Volks-epos theils dadurch, daß es die alte Sage stets modernisirte und modernisirend erweiterte, theils schon dadurch, daß der Stoff nur neuer und den Zeiten unmittelbarer poetischer Verarbeitung näher war, theils dadurch, daß alter und neuer Stoff mit fremdartigen in verschiedener Weise entstellt und vermischt ward, stufenmäßig ausarten. Noch ehe aber diese Ausartung zum weitesten gediehen war, was offenbar im Süden geschah, so kehrte man anderswo zur Aufnahme der alten ächten Sagen zurück, und regenerirte die Volksgedichte von Grund aus. Daher kehren jetzt im 12ten Jahrhundert plötzlich die vielen Zeugnisse, vorerst aber immer nur noch von der Dietrichsage zurück. Doch aber wies das Bestreben auf die reine Sage zurückzugehen ganz natürlich nach dem Norden: daß man also von dort her die Siegfriedsage wieder einführte, war einfach genug, so wenig sie nach der Gestalt die sie dort empfangen hatte, zu der Gestalt welche sie in Deutschland angenommen, mehr passen wollte. Wo diese erneuerte Anknüpfung Statt hatte, und wann, und in welchen allmählichen Abstufungen läßt sich mit völliger Gewißheit nicht zeigen: es ist aber natürlich, daß es in Niederdeutschland geschah, wo wir überhaupt im 12ten Jahrhundert eine Werkstätte für unsere Literatur mehr ahnen als nachweisen können, wo die strophischen Lieder unseres Volksesangs

aber noch gesungen werden mochten, als man im Süden nichts that als die fremden Sagen lesen, wo auch die ersten Zeugnisse für die Siegfriedsage im 12ten Jahrhundert gefunden werden. Als man in Deutschland alles Fremde einzuführen begann, als man das Antike ans Deutsche knüpfte, das Britische ins Deutsche verarbeitete, das Moderne ins Alte und das Alte ins Neue mischte, was war natürlicher, als daß man auch vom Norden dies und jenes borgte, oder Aldargeliebnes zurückforderte. Alle größeren Verhältnisse in der Geschichte der damaligen Dichtkunst wiederholten sich, bei so wenigem äußeren Anschein zwar, in der neuern Zeit. Man wird behaupten dürfen, daß das damalige Wiederbeleben der halbverschollenen Volkssage, die Sprache, die ein Herbart oder Lambert von ihr sich aneignete, die deutlichere Anlehnung an das Nordische keine andere Bedeutung habe, als in der neuern Zeit das Deutschthümliche, Vaterländische und Volksmäßige der Göttinger Schule, und die auffallende Anlehnung an das Nordische in Klopstock, Cramer u. A.; und nicht anders wandte sich nachher Göthe vor jenen roheren, Anstand und Sitte mehr aus den Augen lassenden Jünglingen der Göttinger Gesellschaft, und Schiller von Bürger ab, als die Hofsänger des 13ten Jahrhunderts von dem Volksgesang. Die Anknüpfung dieser nordischen Sage nun geschah übrigens auf eine freilich nicht so unbeholfene Art wie wir im Herzog Ernst Antikes und Deutsches verknüpft sahen, allein doch springt die ungeschickte Verbindung zweier in sich höchst unähnlicher Stoffe von selbst in die Augen.

Diese Unähnlichkeit der beiden Theile des Nibelungenliedes ist auch jetzt so anerkannt, daß ich mich begnüge, gerade nur Ein Symptom dieser Heterogenität anzuführen, das nicht einmal direct ihre Beschaffenheit, sondern ihre Auslegung betrifft. Der vortreffliche Verfasser der Sagabibliothek, indem er nachweist, wie unglücklich selbst die bloße Wiederverpflanzung der Sigurdsage in die Nibelungen Statt hatte, wie alle ursprünglichen Züge entstellt und verwischt und die alte Kraft geschwächt ist, indem er zur reinern Quelle, d. h. zu der rein nordischen Gestaltung der Sage zurückgeht, findet sich veranlaßt, den Ursprung derselben in unsere frühere asiatische Heimat zu legen, jede deutsch-historische Anlehnung dieser Sage zu leugnen und dagegen folgende Deutung der Siegfriedsage an die Stelle zu setzen. Nachdem er den Namen Attila

und Rhein ganz allgemeine Bedeutungen vindicirt, fährt er so fort¹⁹⁵⁾: „Bezeichnet Rhein im Allgemeinen einen Fluß, so sind des Rheines Rotherz und Rheinsteine Benennungen für Flußgold, ohne Zweifel in vielen Gegenden das älteste Gold. Wenn die Menschen mit Mühe und zuweilen mit Gefahr dies Gold aus den Flüssen sammelten, mußten sie wohl auf die Frage verfallen, wer es dahinein geworfen hätte, und der Beweggrund mußte Mißgunst zu sein scheinen, die dem Menschen diesen Schatz entziehen wollte. Forschte man nun weiter, wer den Schatz gesammelt hätte, so geschah es in Uebereinstimmung mit anderen persischen und indischen Mythen, sich denselben von den Bergen des Nordens hergeholt zu denken, dem Lande des Goldes und der Ungeheuer. Der welcher ihn holen sollte mußte ein junger Held vom Göttergeschlechte sein, ein siegreicher Krieger (Sigurd), ein Sohn der Gewalt (ein Wolsunge), der durch Erschlagung der Ungeheuer, die über dem Schatze ruhten (Fafner von Fiofner, des Schatzes Inhaber) ihn ans Licht brachte. Das Gold als Geld scheint nach einer uralten nordischen ohne Zweifel auch orientalischen Mythe, wovon einzelne Spuren sich in der Woluspa finden, nur Unglück über seinen ersten Besizer gebracht zu haben. Der junge Held, welcher nicht der sein konnte, der mißgünstig den Schatz versteckte, mußte also fallen, und zu Folge der poetischen Gerechtigkeit durch eignen Fehltritt fallen. So lange der Held seine Kraft entwickelt, so lange er der Kriegsjungfrau (Bryn-hilde) huldigte, die er aus dem Schlummer erweckt hatte, war er siegreich durch Stärke und Weisheit. Bosheit (Grimhilde) führt ihn in der Wollust (des Weibes, gud-runna) Arme und brachte ihn dahin, den Ruf der Valkyrien zu vergessen. Nun verließ ihn sein Glück. Die Söhne der Finsterniß (Niflungr) überwältigten ihn. Diese bewahrten das Gold in des Flusses Tiefe und trotzend auf ihre Stärke fielen sie durch des Bluträchers Uebermacht, der wieder selbst für seine Verbrechen gestraft wurde.“ Man sieht, dies ist sehr verschieden von dem Unsinn unserer deutschen mythischen Deutler und in jedem Falle eine so geistreiche als scharfe und klare Auslegung; und wenn wir in Deutschland, vermöge unserer geringeren Neigung zu dieser Art alte Sagen zu betrachten, im Allgemeinen dieser Aus-

195) Sagabibl. II. p. 366.

legung ungünstig sind, so dürfen wir nicht leugnen, daß zwischen ihr und der Sigurdsage des Nordens ein Verhältniß ist, das den Versuch einer solchen Deutung allerdings entschuldigt, ein Verhältniß, das zwischen der deutschen Gestalt der Sage und unseren extremen mythischen und historischen Auslegungen nicht Statt hat, wie mir dünkt. Doch dem sei wie ihm wolle; unsere Dietrichsage aber würde man doch selbst im Norden schwerlich dem Historischen in ähnlicher Weise zu entrücken nur versuchen können, und selbst unsre Siegfriedsage hat, wie bemerkt, den historischen mehr als philosophischen Scharfsinn unter uns gereizt. Dies bestätigt aber von neuem den früher behaupteten Unterschied zwischen nordischer und deutscher Sage; bestätigt, daß man den mythischen oder historischen Charakter einer Sage geschichtlich in seinen Veränderungen betrachten muß, daß die Freunde mythischer oder historischer Deutung beide Recht haben, sobald sie verschiedene Sagen-gestaltung in verschiedener Zeit nach ihrer Weise verschieden beurtheilen, aber unrecht, sobald sie meinen ein allgemeingültiges Gesetz hierüber aufstellen zu können; bestätigt ferner, daß Müller richtig schreidet zwischen Mythischem und Romantischem, daß er nur mit letzterem nicht zugleich hätte die deutschen Nibelungen begreifen sollen, die er als etwas historisch-episches oder wie er sonst hätte sagen wollen, noch einmal abtrennen mußte. Nach Allem, was die ganze Geschichte der deutschen Poesie, wie wir bisher sahen, nachweist, ist in Deutschland das Einfachere, Geschichtliche, Naturtreue, Wahrscheinliche und vom Wunderbaren Entfernte das Ursprüngliche, und sukzessiv entfernt sich die Nation, verirrt in einer einseitigen Kultur, von ihrer alten Simplicität, wie in ihrer Poesie, so im Staate und in allen Verhältnissen. Fast Alles was in der deutschen Siegfriedsage historische Beziehungen an die Hand giebt, fehlt in der Sigurdsage; Alles was hier die mythische Anmuth begünstigt (Hafner, der Schag, Brunhilde u. s. w.), ist in der deutschen unverstanden entfiel oder gar nicht aufgenommen. Wie hier der Nibelungenhort eine Rolle spielt und auch nicht spielt, je nachdem man will, so ist dort der Ulli historisch oder nicht, je nachdem man will. Die Vorstellungsart des einen Volkes ist dem anderen weder geläufig noch angenehm. In Deutschland aber, nahmen wir an, ist der Boden und die Heimat dieser Sage; die ursprüngliche deutsche Gestalt aber, die uns verloren ist, würde

mit der nordischen viel weniger gemein haben, als die, welche wir jetzt vor uns haben und welche ihre Rüge aus dem Norden entnahm und ungeschickt genug uralte Rohheit und Wildheit neben die neue ritterliche Courtoisie stellte. Daß aber in den deutschen Sagen die geschichtlichen Beziehungen erst später eingetreten seien, ist ein vollkommenes Mißverständniß aller Geschichte. Jedes ältere Fragmentchen zeigt festere geschichtliche Anlehnung; der Inhalt jedes älteren Liedes, der auf uns kam, zeigt feste historische Haltung. Wie man im Geschmack überhaupt bis zum 13ten Jahrhundert hin stets das Besondere mehr ablegte und ins Allgemeine und Unbestimmte hin flüchtete, so verließ man auch stufenmäßig in der Sage den besondern historischen Boden, was aus der Natur unserer inneren Entwicklung erklärt werden muß. Dies habe ich oben versucht und die Aufschlüsse die wir dort fanden erklären zugleich die Entstehung jener irrigen Meinung. Allerdings traten geschichtliche Beziehungen später zur Sage, aber nur erst dann, wo sich Geschichte und Poesie völlig geschieden hatte. Dies Erweitern erklärten wir, im Gegensatz zu der Concentration in dem griechischen Epos, aus dem Ringen der neueren Nationen nach dem Zukünftigen, nach dem stets Neuen. Unser Eldorado und Utopien liegt stets in einem ersehnten Glückstand der Menschheit, den uns Philosophen und Theologen und wie manche Historiker und Poeten in Aussicht stellen; das der Alten lag in dem geschwundenen goldnen Zeitalter. Dahlman sagt, es sei eine natürliche Reigung des Menschen, das Bild einer angenehmen Gegenwart auf die Vorwelt zu übertragen. Nur im Menschen der neuen Welt, muß ich beschränkend hinzufügen. Im Alterthume bildete sich jeder große Mann nach einem Urbild aus der glänzenden Vergangenheit, und ein Alexander strebte den Achill darzustellen und das ähnliche Streben ging bis ins Caricaturmäßige durch Demetrius, Antigonus, Caracalla u. A. Allein die neue Welt begann zwischen Verderbtheit und Natur, zwischen verfeinerter Cultur und Rohheit und suchte sich flüchtend vor diesen älteren Zuständen stets in ein Besseres zu retten, bis sie die Extreme aufs Höchste getrieben hatte und wieder mit jener antiken Welt genauer bekannt ward, was nun seit der Reformation in Religion und Literatur die Rückkehr zur alten Natur und Einfachheit zur natürlichen Folge hatte. Das Alterthum also bildete sein Epos mit stetem

Rückblick auf die Vergangenheit und hielt die erste Grundlage fest; und wenn würde es auch einfallen, der Ilias den historischen Ursprung leugnen zu wollen. Wenn aber auch unsere deutsche Sage sich so ruhig auf der ersten Grundlage hätte fortbauen wollen oder können, so würde das auch bei dieser Niemanden einfallen.

Näher als so weit in die Verhältnisse der deutschen und nordischen Sage einzugehen, halte ich dem Zwecke meines Werkes nicht für angemessen. Auch lasse ich alle anderweitige, ungarische und sonstige Umgestaltung der Sage, so wie das Verhältniß der Handschriften um so mehr unberücksichtigt zur Seite, als die Veränderungen und die Verbreitung derselben in Grimms Werk über die deutsche Heldensage so leicht mit Einem Blicke zu übersehen sind, die Verschiedenheiten des uns übriggebliebenen Textes aber zu geringfügig sind, als daß sie in einer allgemeineren Betrachtung wesentliche Erweiterung verdienen. Nur wenn uns andere deutsche Bearbeitungen in poetischer Form vorlägen, würde ich hier näher darauf eingehen, weil die Veränderung, welche diese erleidet, dem Geschichtschreiber der Dichtung fast allein wichtig ist. Ist nun zwar eine solche ältere Gestalt nicht übrig, was ich für den bedauernswerthesten Verlust in unserer alten Literatur halte, so läßt uns doch unser Text, verglichen mit der Klage, so deutlich auf eine dergleichen schließen, daß ich daran nicht vorbeigehen darf. Der Dichter der Klage nämlich hatte, wie Lachmann nachgewiesen hat, eine ältere Sammlung von Nibelungenliedern vor sich, die nach den gewissenhaften Ausführungen dieses Dichters zu urtheilen, an vielen Stellen unserem erhaltenen Texte wörtlich entsprochen haben, an vielen anderen aber davon abweichen. In ganzen Abentheuern folgt er ganz anderen Liedern¹⁹⁶⁾; andere die wir in unseren Nibelungen lesen, kennt er gar nicht, und am Ende seines Gedichtes las er eine Fortsetzung, die wir wieder nicht kennen¹⁹⁷⁾, und die das enthielt, was er in der Klage weiter ausführte, eine Bot-

196) Lachmann, über die ursprüngliche Gestalt der Nibelungen, p. 45.

197) Klage B. 2172. Sie führt hier ausdrücklich eine Aeußerung des alten Dichters an, die wir nicht lesen:

uns seit der siftraere, der uns richte diz maere,
 ez en waere von im sus niht beliben, er hat iz gerne gescheiden,
 daz man wisse din maere, wie ez im ergangen waere (Ezeta);
 waere ez im ieder zuo komen oder het ez sus vernomen
 in der werlde von iemen. Da von weiz noch niemen
 war der künec Ezel ie bequam.

schaft an die Verwandten der Erschlagenen, seine Klage und Be-
 rüftung. Selbst da, wo seine Erzählung mit unseren Handschrift-
 ren stimmt, ist seine Quelle nicht als gleich anzunehmen; sondern
 nur als unserem Diede sehr ähnlich, überall aber ursprünglicher als
 unsere Umarbeitung. Das Auffallendste aber ist, daß er nur den
 letzten Theil unserer Nibelungen kennt, daß er von der Werbung
 um Kriemhilde und der Relfe der Burgunden nur summarische
 Einzelgen hätte. Wenn wir das durchgehen, sagt Lachmann, was
 in der Klage von den früheren Schicksalen Kriemhildens und ihrer
 Verwandten vorkommt, so wird daraus klar, daß der Dichter nicht
 den ersten Theil unseres Liedes, sondern mit einem kurzen Hin- und
 wieder auch abweichenden Auszug der Geschichte desselben vor sich
 hatte (90). Nirgends ist von Siegfrieds fröhlicher Thaten, oder
 von seiner Beschönigung zu Brunhilden die Rede, dagegen scheint der
 letzte Theil, vorzüglich im Kampf mit den Berner Helden, reichet
 an Besonderheiten, an Reminiscenz des Einzelnen und wie es aus
 den Personen des Idarvit und Irine hervorgeht reichet an historik-
 scher Anlehnung gewesen zu sein. Hier also würden wir eine
 Bearbeitung besitzen, falls sie erhalten wäre, welche vor der Ein-
 führung von so mancherlei Szenen der ersten Hälfte läge, die zum
 Theil (in der Liebeswerbung u. d.) Schmuck des letzten Dichters,
 zum Theil Entlehnung aus fremder Sage sind. All das Störende
 und Ungleiche, was die Zusammenfügung dieser beiden Theile mit
 sich führt, würde also wegfallen; schon dies würde uns von dem
 Werthe dieses verlorenen Gedichtes günstiger denken lassen, als von
 dem erhaltenen. Allein der Dichter der Klage erlaubt uns noch
 tiefere Blicke in die innere Structure jenes Gedichtes zu thun.
 Schade vor Allem, daß wir nicht unterscheiden können, wie sich
 unsere Klage, die einem Chor zu einer alten Tragödie ähnlich
 sieht, ursprünglich anstamm. War in dem Schlusse der älteren
 Nibelungen, den sie ausfüllte, die Eintönigkeit unserer Klage ver-
 mieden, war nicht das lyrische Hinstreben nach der Wirkung aufs
 Gefühl, war vielmehr, wie es sehr möglich, wie es sogar einzig
 natürlich ist, die Handlung, die Bottschaft nach Pechlarn und Worms,
 also das Epische, die Hauptsache, so diente dies ganz vortrefflich den
 harten, tragischen Ausgang der Nibelungen zu mildern, und wie die

198) Lachmann a. a. D. p. 63.

Bestattung und Trauer im letzten Gesang der Ilias zu versöhnen, ein Vorkrieg, dem Dienstand gering anschlagen wird, der von rechtepischer Dichtung die rechten Begriffe hat. Was aber die ungeheure tragische Catastrophe selbst in ganz anderem Lichte erscheinen läßt, ist, daß der Untergang der Burgunder in dem alten Gedichte als Strafe alter Vergehungen dargestellt ist und als ein Fluch der auf dem Raub des Nibelungenschazes lag, so wie wieder Egel das Unheil, das ihn selbst betrifft, von Gottes Haß herleitet, der ihn verfolge, weil er das Christenthum verlassen habe, dem er fünf Jahre gehuldigt. Jene Bedeutung des Schazes aber ist in unserem Texte ganz verwischt, obgleich sie immer noch so leicht hineingelegt werden kann, daß mehrere Ausfertigungen des Dichters der Klage bloß persönliche Anfechtungen sein könnten.¹⁹⁹⁾ An einer anderen Stelle aber beruft er sich ausdrücklich auf einen Ausspruch des alten Dichters, der die That der Kriemhilde mit ihrer Tödtung entschuldigt²⁰⁰⁾; und dieser Ausspruch wie diese Ansicht findet sich allerdings in unserem Gedichte durchaus nicht, wo der Dichter sichtbar gegen das Ende eine feindselige Stimmung gegen Kriemhilde annimmt. Wenn ferner die Schuld der Kriemhilde dadurch gemäßiget wird, daß ihr die bestimmte Absicht beigelegt ist, nur an dem Ginen Hagen den Mord ihres Mannes rächen zu wollen, und daß nur ihre Absicht — da Weibesmuth nicht über eine Spanne reicht²⁰¹⁾ — fehlgeschlagen sei, und das Verhängniß aus der ersten unüberlegten Nachgiebigkeit gegen das Machegefühl das schrecklichste Uebel wie eine Lanze anwälzend über die Mägenden selbst hereinbrechen läßt, so könnte auch dies wohl in unseren Nibelungen gelegen scheinen, wo sich auch namentlich die damit eng verbundene Ansicht, daß wenn Egel von dem wahren Verhalte der

199) Klage B. 96.
 Kriemhilt golt tot
 heren: si: si Riu: közet: du: zit: si: verzoget, si: darop: todtend
 dag: sis: ie: gwonnen: künde: ich: waene: si: alter: sünde
 engulden: und: nicht: mere. — Bergl. B. 113 sq.

200) B. 285.

Des buoches meister sprach: dag: e: dem: getriwen: tuot: umitrode: we.
 si: si: in: truwe: tot: gelat: an: gotes: hulden: manegen: tac
 sol: si: ze: himel: noch: geliben: got: hat: uns: allen: dag: gegeben,
 iwas: si: mit: truwen: ende: nime: dag: der: dem: himel: rike: gezimt. 111

201) B. 954.

E: häere: wot: geschiden
 Kriemhilt: Hagen: von: in: drin: niveren: dag: fuzel: robes: si
 die: lunge: für: die: spanne: gat.

Dinge unterrichtet gewesen wäre; die furchtbaren Vorfälle hätten vermieden werden können; daß ihm aber die Burgunder aus Uebermuth das Wort nicht gegönnt hätten, fast mit den nämlichen Ausdrücken wie in der Klage vorfindet. Allein es ist eben in unserem Texte so charakteristisch und man könnte das aus den Varianten auch an einzelnen Fällen zeigen, daß er zwar eine Menge solcher innerer Verhältnisse der Sage berührt oder ahnen läßt, nirgends aber deutlich ausspricht, und ich würde darin gerade das Charakteristische unserer Nibelungen suchen; indem man auch in anderen Fällen, am deutlichsten in den späteren Bearbeitungen des Alexander, wenn man sie mit Lambert vergleicht, ganz in derselben Weise höchst deutlich erkennt, wie Alles was noch den Dichtern des 12. Jahrhunderts klar und bestimmt vorstand, ihnen des dreizehnten anfang unbegreiflich zu werden; die innere Bedeutung von Alexanders Leben und Treiben, die noch Lambert mit solcher Schärfe durchschaute, verschwand vor dem Sinne der Rudolfse und Ulrichs. Wenn ich also von einer Regeneration des Deutschen Epos sprach, so möchte ich glauben, daß wir diese reiner und entschiedener erkennen würden, wenn sich noch einmal eine solche ältere Bearbeitung finden sollte, wozu freilich bei der ungemainen Aufnahme, welche unsere heutigen Texte damals gefunden zu haben scheinen und wdrüber wohl alles Ältere ganz verdrängt ward, wenig Hoffnung sein mag; wir würden dann finden, daß unser jetziges Nibelungenlied dagegen in der Nachlässigkeit behandelt erscheinen würde, die schon nicht mehr die alte frühere Ehrfurcht vor der Tradition kennt, wenn sie gleich hier im Volksgedicht immer größer blieb als in den Romanen. Sene Rückkehr aber zu der alten lauterer Quelle des Volksgedichts hätte alsdann zu derselben Zeit Statt gehabt, in der wir zugleich eine fortschreitende Entartung und Modernisirung desselben fanden. Dieser scheinbare Widerspruch bestätigt gerade die Richtigkeit der Ansicht. Denn dieser Fall aus

202) Nibelungen Str. 1803. —

Der iemen geseit Egein diu rehten maere,
 eheze wot uderstanden das doch sit da geschach;
 durch ir vil starken übermuot ir behiner im verjach.

Und Klage W. 142. —

Der Egein hete kunt getan
 von erst diu rehten maere, so het er die starken swaere
 harte sihteclich erwant, die von burgondenlant
 liegeng durch ir übermuot.

Einem Extrem ins Andere; dieser Kreislauf wird in aller Geschichte bestätigt, und besonders können wir aus der Thiersage später zeigen, wie die französische Fabliau und die französische Duell des niederländischen Reinaert in vollkommen gleicher Weise die Rückkehr zu früheren Reinheit aus gegenwärtiger Verderbtheit darstellen. So ist es in der Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts unendlich schwer zu schreiben, was eigentlich fortgehende Ausartung der Poesie des 17ten Jahrhunderts und was anfangende Verbesserung des 18ten ist.

Bei diesem Verhale der Sache, scheint mir, darf man nicht zwei Wünsche schwanzen: möchte doch entweder ein altes Gedicht in noch strengeren und anspruchsfoller Form, diesen einfachen Gang der Fabel wie man ihn aus der Quelle der Klage erzählt, verfolgt, uns erhalten, oder möchte es dem letzten Bearbeiter gegliedert sein, mit der Einführung von so vielen Schmuck, der an feurritterliche Zeit erinnert, zugleich Sprache und Vortrag höher zu heben; nicht möchte er lieber das Alte unverändert gelassen, oder wollte er einmal ändern, möchte er doch geradezu etwas fehrgeändertes und wenn auch nur mit so viel Geschick gearbeitet haben, wie schicktes, der denn die Gudrun zuletzt durch die Hände eines einzigen Dichters von einigem bedeutenden willkürlichen Einfluß annehmen, scheint mir in einer Zeit ganz subjectiver Dichtung so natürlich, so wie nach allen angezeigten Schicksalen unserer Poesie so unerlässlich, daß ich nicht weiter davon reden mag; jede andere Vorstellung führt auf eine wunderbare Entwicklung des Volksgesangs, die kein Geschichtschreiber brauchen kann. Ob nun dieser Dichter Heinrich von Ofterdingen oder ob er Klinckschield, scheint mir sehr gleichgültig zu sein und wer daran Freude hat, den verweise ich auf Schlegels Aufsätze über das Nibelungenlied¹⁾, über die es zwar jetzt Mode geworden ist, zu schwärmen, die aber darum doch zum Einführen des alten Gedichtes in die Nation oder der Nation in das Gedicht das Geignestge geblieben sind; und darauf sollte ich meinen, läme es bei Dichtwerken, die ein Volkseigenthum sind, doch noch mehr an als auf die sprachliche Reinigung und kritische Vergliederung, so wie man sich auch, wenn man näher nachsehen wollte, den halbmodernisirten Uebersetzungen

1) *Über die Nibelungen* von Heinrich von Ofterdingen, in Schlegels *Werken*, Bd. 1, S. 100-101.

gen der alten Gedichte, die man wunderbarlich genug nicht dulden will, da wir doch griechische und lateinische Satzbildungen und Satzammenfegungen duldeten, am meisten für das bischen Eingang verbunden sind, würde, das unserer alten Dichtatur zu Theil ward, sowie auch auf diesem Wege wenigstens der Husum nicht zu fürchten ist, den wir auf dem Weg des Modernistens in doppelter Auslagen noch in diesen Tagen erleben mußten. Genug um zurückzukommen, dieser letzte Dichter oder Ordner hinterließ uns das Gedicht in einem Zustande, in dem es wie die ritterlichen Notnase einen schneidenden Contrast zwischen Form und Stoff mit sich trägt, der nicht weniger unangenehm fällt, obgleich das Verhältnis das umgekehrte ist. Dort finden wir die größte Reimuth im Stoffe, aber den prächtigsten Reichthum in der Darstellung; hier aber ist der Stoff viel mannigfaltiger und größer, aber die Darstellung desto dürftiger. Hier dürfen wir nicht über kleinliche, armselige Gegenstände klagen, eine einzige gewaltige Handlung eröffnet sich großartig in allen ihren Theilen. Dort sahen wir die Dichter mit pomphaften Worten ihrer mageren Erzählung vorangehen, hier leibt das Gedicht demüthig den kolossalen Begebenheiten ein allzubescheidenes Kleid. Dort lächert uns der Dichter mit seinem Feuer, dessen Wärme wir nicht mitempfinden, hier ärgert uns die Kälte und Eintönigkeit des Vortrags in seiner Materie, die uns ergreift und fesselt. Die Gegenstände begeistern uns hier, aber der Dichter sollte uns die Worte dafür leihen; allein sie schreien ihn selbst kalt gelassen zu haben, weil er kein Publikum mehr fand, und keine begeisterte Aufnahme. Wir möchten gern den ungeheuren Sturz der Ereignisse begleiten, wir möchten uns mit den größten Gegenständen auf gleicher Höhe halten, allein der fast predestirte Gerind schneidet uns die Flügel, hält uns am Boden und vergöhnt uns keinen freieren Aufschwung. Im Tristram reißt die Lectüre von Vers zu Vers, glebt immer neu ramp läßt und von Scene zu Scene, aber wenn wir geendigt haben, erstaunen wir über die Kleinheit und Niedrigkeit der Materie, an die so viel Kunst verschwendet ist; in den Uebelnungen entüben wir über dem Lesen, über den armen Meinen und der trockenen Ton und klanglosen Sprache, aber wenn wir das Ganze überschauen und überdenken, so erkennen wir befriedigt die Gewalt und Größe des Stoffes und tragen einen reinen Eindruck davon. Wir vermiffen

in der Sprache, vermöge seines Mangels an Reife des Geistes und geistigen Lebens, jenen vollen und schwellenden Strom, auf dem sich reiche Empfindungen und große Leidenschaften offene Bahn zu brechen vermöchten. Wir vermiffen in ihr die Bildung der damaligen ritterlichen Dichter, und dies giebt diesen ein Recht, sich dagegen zu erklären. Ein Volksgedicht, wie dieses, hätte lange Zeit noch in jener Periode poetischer Cultur von Mund zu Mund gehen sollen, allein damals, und wohl schon früher, mochte die Schreibkunst die feine und unermüdete Feile der mündlichen Uebersieferung vielfach hemmen, die tausende von Worten und Ausdrücken in glücklichen Momenten glücklich änderte. Man sollte denken, auch später, auch in unseren Tagen noch, hätte die Größe der Sache gerade neben der fallenden Sprache von selbst einen Dichter auffordern sollen, sich wie Göthe an Keines Fuchs, wie Seiberg und Andere zu der nordischen Mythologie daran zu versuchen, allein Ziel, als er dies zu unternehmen dachte, mochte es wohl gefühlt haben, daß hier Lücken auszufüllen sein, denen heute Niemand mehr gewachsen ist.

Sobald wir uns aber über diesen Zwispalt wegsetzen, sobald wir das äußere Gewand wegdenken und auf die Sache selbst gehen, so erscheint uns das Gedicht in jeder Hinsicht überlegen und groß. Das Außerordentliche in der deutschen Dichtungsgeschichte ist, daß sie überall einen so vollkommenen Abriß des Ganzen der Dichtungsgeschichte überhaupt bildet, und einen Abriß, der mit einer seltenen Bestimmtheit ausgezeichnet ist. Wir finden in diesem Nibelungenliede die rein plastische objectiv Kunst der Alten, die reinere Wirkung auf die Sinne und die Phantasie, ohne Einmischung der Persönlichkeit des Dichters, ohne eine ausschließliche Einwirkung auf eine Empfindung des Lesers oder auf seinen Verstand. Kein Volk des neueren Europa hat hiermit etwas zu vergleichen; und wenn auch die Erfolge dieses Gedichtes und unsere ganze Natur uns sagt, daß wir nicht bestimmt waren, in dieser Gattung eigenthümlich ausgezeichnet zu sein, so steht doch dies Werk in seiner grandiosen Anlage ganz allein neben dem griechischen Epos und beweist unsere Verwurzeltheit mit der allgemeinen Entwicklung der Menschheit, die wir in allen ihren Theilen zu vollenden streben, auch wo wie hier äußere Hindernisse sich entgegenstellen. Wir singen von dieser Art der Dichtung auf die am meisten entgegen-

gesetzte über, von den äußeren Formen auf die inneren, von der objectiven epischen zur subjectiven lyrischen Kunst. Während wir am meisten unter den neueren Völkern uns in unserem Volksepos dem einfachsten Begriffe der Kunst, der in der Sculptur liegt, näherten, so fielen wir jetzt umgekehrt dem entferntesten zu, der in der Musik liegt, mit der unser Minnegefang, der so ganz Empfindung ist, die engste Verwandtschaft hat. Wir sollten und wollten den ganzen Kreis der Dichtung beschreiben; wir versiegeten uns in die äußersten Extreme fast zu einer und derselben Zeit. Die größte und entschiedenste Anlage gab sich in Weiden kund; kein epischer Stoff that es dem unseren an Grobheit, kein lyrischer Gefang an Tiefe der Empfindung gleich. Allein es fehlte an der Reife der Einbildungskraft, um in beiderlei Art vollkommnere Kunstwerke zu gestalten. Es schien als ob wir auch das Unerlernbare uns erst durch Lernen aneignen müßten. Es erforderte Jahrhunderte der einseitigeren Cultur des Verstandes, die uns in jederlei Art von Erkenntniß weiter brachten, ehe wir im Stande waren in einer neuen Periode jene Extreme zu versöhnen und die eigen thümlichen Vorzüge der antiken Kunst mit denen der neueren zu vereinigen. Wir nahmen das ganze Reich der Gefühle und Ideen in unsere neuere Kunst auf und daß sie mit diesem erschwertem Körper noch einen so hohen Flug nahm, daß zeugt von der ungemeynen geistigen Biegsamkeit und Energie der Nation.

Vergleichen wir die Nibelungen mit den ritterlichen Epen der Zeit, so erscheinen sie von jeder Seite ehrwürdiger und poetischer. Es sind nicht zufällige Begebenheiten, die hier neben einander gestellt und durcheinander geworfen sind, sondern es ist, zwar nicht streng Eine einzige epische Handlung, sondern eigentlich zwei getrennte dramatische, aber es sind doch eben Handlungen, deren Anfang, Mitte und Ende, deren Entstehen und Fortbildung so verfolgt wird, daß alle einzelnen Ereignisse einfach und nöthwendig auseinander entspringen, daß weniges von äußerer Maschinerie, nichts von Willkühr des Dichters, nichts von seiner Betrachtung oder seiner Empfindung erscheint; daß Alles, jeder Umstand, jede Begebenheit, jede Verschlingung und Lösung aus den handelnden Charakteren und aus dem Gegenstande selbst fließt, der sich vor uns wie von selbst darstellt, ohne daß wir dabei an den Dichter oder an uns selbst störend erinnert würden. Mit dem griechischen

Epos verglichen führt uns das Gedicht mehr auf unser Inneres, verglichen mit dem ritterlichen führt es uns aus uns heraus; gegen das Antike wirkt es mehr auf die Empfindung, gegen das Ritterliche auf die Phantasie; gegen das Alte verliert es an Fülle der Gestalten und an Reichthum der Verhältnisse; worin es gegen das Romantische gewinnt; gegen jenes steht es an reicher Menschenkenntniß eben so im Schatten wie gegen dieses im Licht; dem Homer gegenüber schadet ihm die Heroensitte, die roher und nicht so gleichmäßig gebildet ist, wie die achäische; den britischen Romanen gegenüber wird es dadurch gehoben, weil sie gegen die verfeinerte Rohheit dort die gute Symplicität der Natur zeigt. Weder ist die menschlich reine Natur der Achäer noch die Wunderlichkeit der Tafelrunder hier; weder die Lustgestalten der bretagnischen Gedichte noch die festen Formen des Griechen; weder die kleinlichen Verhältnisse jener, noch der gewaltige Umfang der Verhältnisse bei diesem; weder die historische Helle hier, noch der undurchdringliche Nebel dort. Wir folgen nicht einem einzelnen Helden, der uns ein dürftiges Interesse abgewinnt, durch Begebenheiten, die durch Sonderbarkeit und Fremdartigkeit reizen wollen; sondern wir sehen, wie es das ächte Epos verlangt, in einer Welt von Menschen, die nicht die Mine bewegt, sondern der Zwang der Verhältnisse, die nicht mit Chimären im Kampfe liegen, sondern mit dem Fatum, die nicht blind in Abenteuer stürzen; sondern in ein großartiges Verhängniß von einer außer ihnen liegenden Gewalt gestürzt werden. Hätten wir das alte Gedicht übrig, in dem jener Fluch auf dem Nibelungenhorte ruht, so würden wir noch bestimmter das aus dem Dunkel treffende Schicksal der Alten erkennen, das jetzt in unseren Texten mehr in den handelnden Personen selbst liegt; obwohl wieder, wie wir sehen werden, sehr merklich verschieden von der Art, wie auch Parzival sein eignes Geschick mit sich trägt. Bei Homer erscheinen die Figuren, die gleichsam die Träger des Schicksals sind, eine Helena und Paris, mehr im Hintergrunde, aber Kriemhilde und Hagen stehen hier gerade hervor vor den Andern. Sie reißen durch Eigenwillen sich und Freunde und Feinde in das Verderben; und wie ihre Handlungen den Verhältnissen gegenüber wechselseitig diese und sich selbst aus diesen entwickelt, ist mehr in tragischer als in epischer Weise geschildert, ist aber, wenn wir uns dies einmal gefallen lassen, ganz

vortrefflich. Wie Ariembilde, nachdem ihr Siegfried ermordet ist (denn diesen ersten Theil lasse ich gern aus der Betrachtung weg) im ersten Schmerz sich versöhnlich zeigt, sich wirklich versöhnt, bis dann der verhängnißvolle Schlag wieder anfängt hereinzuspielen (dessen Bedeutung sich noch überall erkennt), wie dann das treu bewahrte Gefühl für den toten Gatten, das keinem neuen Gefühle weichen will, dem Gedanken der Rache weicht, zu der ihr die Möglichkeit in der Ehe mit Egel geboten wird, wie nun der weibliche Charakter allmählig abgelegt wird, wie das Weib, das früher die unbefonnenste Offenheit, die größte Hingebung, die zarteste Versöhnlichkeit besaß, nachtragend (Rache) über Dacheplanken jahrelang sinnt, wie sich diese Dacheplanken bei steigender Nacht und Anschauung nährt, wie sie endlich im losgebrochenen Hahrei, das zunächst nur auf den Einen Mörder berechnet war, sich allmählig in größeren Grimm und, nachdem ihr Kind gefallen war, in völlig blinder Wuth bis zum eigenhändigen Bruderword verliert, dies Alles ist zwar nicht mit jenen tausend individuellen Zügen charakterisirt, aber doch in großen Umrissen deutlich gezeigt, und beweist wie frühe uns unsere ganze Eigenthümlichkeit darauf hinwies, die äußeren Gestalten unserer poetischen Geschöpfe aus der inneren Form errathen zu lassen, statt daß das griechische Epos aus jenen diese errathen läßt, was dem Begriffe des Epos ebenso zusagt, wie jenes dem Drama. Ihr gegenüber steht dann Hagen in einem Gegensatz, den kein Genius erster Größe vortrefflicher hätte ausbilden können. Der trotzige Mann sucht von dem Augenblick an, wo seine Ahnung und die Weissagung des bevorstehenden Schicksals ihn grimmig, wild, gottlos und rücksichtslos macht, Alles auf, was ihn und seine Gefellen recht tief in das unvermeidliche Geschick stürzt, als wolle er wenigstens ihren Fall so kolossal als möglich machen. Er versucht den Mord des zur Rettung bestimmten Kaplans, er zertrümmert das Schiff, er trägt in seinen Mienen die Furchbarkeit, die Rüdigers Tochter bleich macht, als sie ihn küssen soll, und die Reißbarkeit, die ihn den Helm seiner Binden läßt, als Ariembilde den Giselher allein zum Willkommen läßt, er unterläßt nichts was sie reizen kann, er zeigt ihr Erb und Geringschätzung und eröfnet sie geslänlich an Siegfried, er gesteht ihr den Mord, er regt die Sonnen selbst in Argwohn und Spannung auf und beginnt, nachdem die Lösung gegeben war,

mit dem Word von Kriemhildens Sohn, der den Schaden unheilbar macht. Wie sich nun unter dem Kampfe und unter der Verwüstung selbst sein Charakter groß erhebt, in dem Maße wie Kriemhilde sinkt, wie er dem Rüdiger edel gegenüber erscheint, wie er Dietrichs ehrenvolles Anerbieten ausschlägt und jetzt geküßt ist, sich selbst mit diesem zu versuchen, dies ist sogar in der Ausführung theilweise eben so vortrefflich, wie der letzte Theil der Nibelungen überhaupt immer darum ausgezeichnet worden ist, weil das hereingebrochene Unheil sich bis zum letzten Momente so trefflich steigert, daß nachdem schon die ungeheuersten Niederlagen erfolgt sind, noch auf den Kampf der berühmten Helden alle Lebhaftigkeit, alle höchste Wildheit der Kampfschilderung gespart ist, wo dem fast ermüdeten Leser durch die wohlthuende Kürze, mit der der Fall der wackersten erzählt wird, ein neues Grauen bereitet wird, das endlich der schauerhafte Untergang Guntthers und Hagens noch überbietet. Man sieht wohl, dies ist die Katastrophe einer Tragödie mehr, als der ruhige Ausgang eines Epos; nach dem Äußersten zu dem wir hier geführt werden bleibt uns nichts mehr zu hoffen noch zu fürchten. Im Homer ist der unendliche Hintergrund das Große; die Aussicht auf den Fall Trojas, auf den Untergang eines großen Volkes, auf die Strafe des Verbrechens, auf Achills und Priamus Tod mit allen Söhnen, auf Hekubas Verweisung und Andromachas Selaverrei, Alles arbeitet zusammen, uns auf dem außerordentlich weiten Gebiet der Sage den Gegenstand des Ilias als eine einzelne Episode betrachten zu lassen, die wie sie selbst aus Rhapsodien zusammengesetzt ist, uns wieder als bloße Rhapsodie in einem noch ungeheureren Cyclus erscheint. Allein der Stoff der Nibelungen hat noch etwas von der Eigenheit der poetischen Sagen vor der Völkerwanderung an sich, die sich überall mit einer geschlossenen einzigen Begebenheit beschäftigen. Nehmen wir Gunther und Attila als historische Personen, so sieht man auch, daß der Ursprung der Sage gerade auf der Grenze jener Zeit liegt, von der wir behaupteten, sie habe den Sagen den weiteren epischen Charakter gegeben. Sagen engeren Behalts, haben wir, die Siegfriedsage im Norden, diesen weiteren erhalten die Nibelungen nur durch die allmähliche Aufkühlung der Helden des letzten Theils und bekanntlich kann man schon mit Vergleichung der älteren

Sage aus der Zahl der burgundischen Helden die stete Erweiterung und Ausdehnung nachweisen. Dietrich, Hildebrand und Eck sind man möchte sagen schon darum die rein epischen Charaktere dieses Gedichtes, weil der tragische Fall sie nicht einschließt. Und dennoch würden sie uns wenig interessiren, wenn wir sie nicht aus anderen Gedichten kennen, worin wieder, was wir so oft finden, ein Beweis liegt, daß diese Dichtwerke alle erst in ihrer Gesamtheit und nach dem Studium der ganzen Geschichte der Poesie, in ihrer rechten Bedeutung erscheinen. In und für sich könnten Dietrich und Hildebrand keine große Theilnahme erregen, ja sie müßten dem, der außer den Nibelungen nichts aus unserer Sage kannte, ganz wunderbar erscheinen, da in dem Gedichte selbst nichts liegt, was uns ihre entscheidende Wichtigkeit erklärte. In unserem Gedichte, obgleich es gegen die Enge der Romane so weit scheint, ist nicht wie im Homer die Gelegenheit gegeben, den Leser für die Helden durch die weiten Verbindungen zu interessiren, in die sie gestellt sind. Homer hat die ganze ruhmvolle Vergangenheit von Griechenland, Thracien und Kleinasien zu seiner Verfügung; wir kennen die Väter, die Ahnen und Urtrahnen seiner Helden. Er darf uns jene Helena in den Hintergrund rücken, wie wir wissen welchen großen Geschlechte sie angehört, wer ihre Brüder sind, wie sie die Quelle der Geschichte der Völker ist. Er zeigt uns kaum in mehr als einer Scene die Andromache, allein wir wissen dann ihre Herkunft, das schreckliche Schicksal ihrer Verwandten und ihrer Heimat, ihren gegenwärtigen Ruhm, ihre Hoffnungen, ihre Freuden und Leiden und wir erfahren den Anfang und haben das Ende ihres traurigen Loses. Ja selbst mit dem Jauern weiß er zu fesseln, oder wer wäre nicht gerührt von der kaum erscheinenden Naufikaa, die später Dichter trösten zu müssen glaubten, in dem sie ihr den Seltsamach zum Gatten gaben. Allein ein ähnliches Interesse uns nicht zu lösen, gelingt nicht einmal der so mächtigen Branhilfe, die wir theilnahmlos vergessen; gelingt auch Dietrich und Hildebrand nicht, oder erst dann, wenn wir gelehrte Kenntnisse anderswoher mitbringen. Der Reichthum der Verhältnisse, der Umfang der Sage, die Mannichfaltigkeit der Episoden, Alles was einem epischen Gedichte erst Leben giebt, geht den Nibelungen ab, und damit dem Dichter das Mittel, auf so endlos verschiedene Weise zu fesseln, und seine Erzählung mit immer neuen Reizen.

zu schmücken. Der griechische Dichter verweilt auf dem, was uns das Wichtigste scheint, auf dem Tode des Hector oder dergleichen, nicht länger oder nicht so lange, als auf mancher unwesentlichen Episode, das Große liegt immer nur in den Verhältnissen, in denen wir uns umdrehen, nicht in den geschilderten Begebenheiten, nicht in künstlich geschürzten Knoten, nicht in spannenden Erwartungen, nicht in der Entfaltung der Charaktere, was Alles das ist, womit die Nibelungen wirken. Hier soll uns immer Alles zugleich, ein Vollendetes dargestellt werden, und wir hören von Siegfrieds Jugend und Tod, wie von Kriemhildens. Offenbar wäre, was die Burgunden angeht, diesem Mißstand abgeholfen, sobald in dem älteren Gedichte die Begebenheiten in dem ersten Theile weggiefen und bloß angedeutet und vorausgesetzt wurden; in Bezug auf Dietrich und Hildebrand aber müßte ein Blick auf die Zukunft, wie auf ihre Vergangenheit, geworfen werden. Dies sollte nicht allein durch Andeutung ihrer Schicksale, es könnte auch durch die Zeichnung ihrer Charaktere geschehen. In der Ilias werden wir schon auf den Odysseus gespannt, der in der Odyssee auftritt; wir könnten ihn errathen aus den wenigen Zügen die ihn dort schildern. Man rufe sich den Telemach ins Gedächtniß, ob wir ihn nicht als Knaben, als Mann uns denken können. Man versuche dagegen das Aehnliche mit den Helden unseres Epos, wie viel schwerer dies sein wird, man versuche es mit einem Tristan, wo man es geradezu unmöglich finden wird. Dennoch muß man gestehen, daß die Charaktere, oder die Gruppe von Charakteren, welche in den Nibelungen auftreten, ihr größter Vorzug sind. Stellen sie auch nicht in der Mannichfaltigkeit, wie das homerische Gedicht, den menschlichen Charakter überhaupt in seinen Haupteigenschaften dar, so kann man uns doch schwerlich ein anderes Gedicht nennen, wozu dies annähernd so sehr geschieht wie hier und ich zweifle, daß man selbst den Ariost hier nennen darf. Wenigstens erscheinen die Hauptseiten des Nationalcharacters vortreflich: in dem jungen Siegfried arglose, harmlose Ehrlichkeit; in dem männlichen Dietrich die weise, ruhige, fast bedächtige Ueberlegung und besonnene Kraftübung; im greisen Hildebrand beratende Treue und Gerechtigkeit; in der, wenn man die Züge aus anderen Gedichten anführen darf, derbe Geradheit und natürliche Festigkeit hinzu-

Es ist schon lange ausgemacht und gezeigt worden, daß auf dem gleichen Grunde, auf dem alle ächte Geschichte, auch das ächte Epos, das Erzeugniß der Kunst beruht. Derselbe Sinn richtet sich auf beides; sobald aber die Thätigkeit der verständigen Beobachtung vorherrschend wird, sobald eine Nation sich und ihre Thaten vergleichen lernt, hört die poetische Behandlung auf und die prosaische Rede kommt auf. Vielleicht ist im Homer so viel Historisches, als im Herodot episches; beidemal ist der Kampf der griechischen mit der asiatischen Welt das gleiche Thema; allein man sieht wohl, wie im troischen Kampf noch aller Gegensatz, selbst der von Griechen und Barbaren, mangelte, der im Perserkampf Alles durchdringt, und der ganz allein das herodoteische Werk diente und ganz allein ihm Hören verschaffen konnte. Ein solcher Gegensatz aber gegen die Römer existirt in der deutschen Nation, wo wir ihr zuerst in der Geschichte begegnen, und folgericht erstirbt unter ihr von allem Anfang an eine Geschichtsbildung, die in ganz gleichem Verhältniß zur wirklichen Geschichte steht, wie der Deutschen Kenntniß jenes Gegensatzes und des Verhältnisses zu den Römern sich zu den wirklichen Verhältnissen verhält. Es sieht wie ein Wunder aus, und scheint hiernach keines zu sein, daß der ungeheure Kampf mit den Römern in Chlodwigs und Theodorichs Zeit keinen Sänger fand, weil sich die Geschichte desselben bemächtigte. Die inneren Verhältnisse also blieben der Dichtung überlassen, und folgericht hat auch kein Geschichtschreiber, so lange die äußeren Kämpfe dauerten; die inneren Verhältnisse berührt; wo Hornandes dies versuchte oder Hunnibald, da geriethen sie auf Abwege, wie wir sahen; und als es Paul in schon helleren Zeiten versuchte, mußte er dazu den Stoff aus Liedern holen. Was waren aber, oder was konnten die inneren Verhältnisse in Deutschland unmittelbar vor und während und nach der Völkerwanderung sein? Offenbar höchst unbedeutende; ewige Auswanderungen hätten Alles entkräftet und Alles verwildert, nur an den Grenzen gähren nördlich die Sachsen, nordwestlich die Franken, südwestlich die Burgunder und im Osten Hunnen und Gothen in unbestimmter Unruhe; dies ist das Bild, das wir in den Nibelungen ganz getreu erhalten. Durch die Annahme, daß zugleich neben einander Geschichte und Dichtung entstehen, was wieder durch die Stellung der neuen zur alten Welt natürlich und nothwendig war,

folgt die weitere, daß die Producte in beiden nur halb sind; die Geschichtswerke, also liegen als Chroniken dürr und trocken da und lassen uns die inneren Zustände auch nicht einmal ahnen; die Gesichte zeigen uns, was ihnen nur gelegentlich hätte inwohnen sollen, Sitten und Zustände genau wird enthalten dafür desto weniger Thaten und Handlungen, die ihre Seele sein müßten. Die deutsche Nation hat daher erst nach ihrer neueren Poesie Geschichtswerke erhalten; die Franzosen nur nach ihrer alten, die viel vorzüglicher war als ihre spätere; die Italiener hätten zu Einer Zeit ihren Ariost und Machiavell. Daß aber Ariost die historische Grundlage und Machiavell die poetische gemüthvolle Betrachtungsart der Geschichte nicht vor sich hatten, dies wehrte beiden den Gipfel des Ruhms zu ersteigen, dem sie so nahe waren. Eben das was der Geschichtschreibung der neueren Zeit die Palme entrisen hat, wenigstens der Geschichtschreibung, die den Gedanken und die Philosophie ausschließt, hat sie auch der Poesie entrisen; wenigstens der Poesie, die dem strengen Begriff aller Kunst näher steht, der epischen, plastischen Poesie.

Wer nun unsere obigen Erörterungen über das Entstehen des Volksepos in Deutschland im Gedächtniß hat, und die Resultate hier mit dem dort Gesagten vergleicht, dem glaube ich hinreichende Anke gegeben zu haben, um über den Werth der Uebersetzungen, und über die Umstände die diesen erhöhen und beschränken können, richtig zu urtheilen. Soll ich auch noch ein Wort über ihren Gebrauch und über die gewöhnliche Beurtheilung sagen, so möchte ich denen die blos poetischen Genieß und Unterhaltung suchen es nicht so unverträglich verargen, wenn sie sie gering schätzen; desto mehr aber denen, welchen die Gelegenheit zur Erwerbung der Hülfskenntnisse gegeben ist, die hier unentbehrlich sind, und die aus Bequemlichkeit und Oberflächlichkeit auf unser ehrwürdiges Volksgedicht vornehm herabsehen und je unwissender sie sind, desto unmaßender aburtheilen. Was den Gebrauch angeht, so hat Schlegel^(20*) ganz vortreflich darauf hingewiesen, daß dieses Gedicht und die damit verwandten vorzüglich gut dazu dienen könnten den alten Geschichten unseres Volks einen poetischen Hintergrund zu geben, daß durch sie dem Alterthume der Nation die Seele wieder

eingehaucht werden könne, die wir in den lateinischen Chroniken vergebens suchen. Allein was damit gemeint war, das blieb den Leuten überhaupt, und wie es anzufangen wäre, unseren guten deutschen Geschichtschreibern, scheint es, ein Räthsel. Wenn Schlegel dabei zugleich verlangt, daß man das Gedicht in Schulen einführen, ein Hauptbuch der Erziehung daraus machen, es dem Gedächtniß der Jugend einprägen solle, so möchte ich dabei zur äußersten Vorsicht rathen und es höchstens in der obersten Klasse räthlich finden; wo schon die Vorkenntnisse da sind, die dem Werke seinen historischen Werth absehen können. Zur Bildung der Frühjugend halte ich seinen Gebrauch — um es offen zu sagen — eher für schädlich als für nützlich. Die Jugend, aus sich selbst, nimmt keinen Antheil daran, wie an Homer. Und wer mir das widerspricht, der wird seine Erfahrung unter dem Bedenken zurücknehmen müssen, daß, wo ja die Nibelungen erklärt werden, es meist durch einen begeisterten Kenner geschieht, dessen Antheil und vielleicht geistvolle, gewiß aber liebevolle Behandlung mehr fesselt, als die Sache selbst, während Homer das einzige Buch der Welt ist, dem in einem irgend sinnigen Knaben auch die Mißhandlung des ärgsten Pedanten nur wenigen Schaden thut. Wenn man uns doch nicht mit dem schönen Gedanken einer Nationalerziehung fördern und fangen wollte! Eine Nation, die die Bibel und den Homer zu ihren Erziehungsbüchern gemacht hat, die sich am besten Markt der ganzen Menschheit nähren will, eine solche Nation kann einem solchen Werke, wie die Nibelungen, keinen so bevorzugenden Rang unter ihren Bildungs- und Unterrichtsmitteln gönnen; sie bleibt trotz ewigen Widersprüchen der Klüglinge auf dem betretenen Wege mit fester Ausdauer, während die Begeisterung für unsre alten Poesien von heute und gestern ist, und aus Zeiten die von einer Deutschhümelei befallen waren, über die wir mit kaltem Blute lachen. Man versuche nur den Geist unserer Jugend, ob es ihr nicht wie angeboren scheint, das engere Nationale zu verspotten; sie lernt erst dann ihr eignes Volk schätzen, wenn sie ihrem Alter nach die Erfahrung gemacht haben kann, wie viel Tüchtigkeit, wie viel gesunder und kräftiger Sinn, wie viel besonnene Weisheit in diesem Volke ist; und erst wenn sie dies beurtheilen kann, kann sie auch richtig von dem Werthe unserer alten Dichtungen urtheilen, die sie dann mit all der herzlichen Einfalt und Schmucklosigkeit, mit

all dem frischen unverwüßlichen Kerne, mit all der unschuldigen Zucht und Ehrbarkeit der faden, trockenen und oft schmutzigen Bersmacherei der fremden Nationen damaliger Zeit gegenüber betrachtet wird. Aber verrücken wir ja nicht diesen Gesichtspunct, den einzigen, der der Sache gemäß ist; und trachten wir nicht mit eiteln Lobeserhebungen einen Werth zu geben, der nicht da ist: die Folge ist immer, daß man statt der Liebe, die man bezweckt, das gerade Gegentheil hervorruft. Dem Knaben, dem werdenden Menschen, können die Helden der Nibelungen die achäischen des Homer nicht ersetzen. Die Strebbarkeit, das Feuer, das Vertrauen auf menschliche Kraft, von dem diese beseelt sind, kann allein Menschen von tüchtiger Art bilden, die Passivität dieser alten Germanen, die ihre heidnische Unruhe schon mit einer gewissen Schläfrigkeit vertauscht haben, kann uns nicht das Geschlecht schaffen, das den gegenwärtigen Zeiten gegenüber nothwendig ist. Wie auch Nationalstimm durch dies Gedicht geweckt werden soll, wäre mir ein Räthsel, und die Hoffnungen die man darauf in dieser Hinsicht hatte, konnten nur in einem so begeisterten Manne wie Johannes von Müller, oder in einer so begeisterten Zeit wie 1813 aufkommen. Wir fühlen uns schwerlich diesen Burgundern verwandter, als den Achäern des Homer, die uns doch noch Liebe zum Vaterlande lehren können, für das im ganzen Mittelalter nicht einmal der Name existirt. Wenn man vollends den poetischen Werth im vaterländischen Dünkel dem Homer entgegenzustellen kühn genug war, so muß man bedauern, daß so wenig Kunststimm unter uns herrscht, daß Aussprüche der Art nur eine Möglichkeit sind und man wird aufs neue darauf aufmerksam, wie ganz verschwunden in uns Neuere das Verständniß und die Erkenntniß der sinnlichen Formen ist und wie nur in wenigen Einzelnen (doch vorzugsweise in unserer Nation) der Schönheitssinn der Alten in entschiedener Schärfe ausgebildet ward. Dieser Homer hat im Gebiete der Künste die Rolle des prophetischen Offenbarers gespielt, und wie mir dünkt, mit entschiednerer Wirksamkeit, als vielleicht irgend ein anderer Prophet im Gebiete der Religion. Wenn man auch seine Spuren aus Schwäche und Verkehrtheit vielfach verließ, so wagte man niemals sein geheiligtes Ansehn und die ewige Gültigkeit seiner Gesetze anzutasten oder zu bezweifeln. Welcher Religionslehrer könnte sich rühmen, so gleichmäßige Anerkennung für so un-

endliche Zeiten gefunden zu haben? Wie er in seiner Nation auf die Erziehung, wie er in dieser Hinsicht neuerlich unter uns wirkt, kann man mit nichts vergleichen, als mit den Schriften der Juden und mit Recht hat man ihm hart neben diesen seine Stelle unter uns gegeben. Was aber die griechische Poesie, Sculptur und Malerei ihm zu danken hat und welche herrliche Revolution er in unserer Poesie des vorigen Jahrhunderts hervorgebracht hat, das wird ihm die Geschichte der Dichtung nie vergessen. Ihn nur zu fassen (dieser alte Ausspruch des Quintilian gilt heute in noch viel höherem Grade) ist schon die Sache eines großen Geistes; unsere ersten Dichter und Kritiker, unsere Göthe und Schiller, unsere Lessing und Humboldt müssen erst die ganze Herrlichkeit des nie ergründeten und nie zu ergründenden Dichters unseren stumpferen Sinnen erschließen und ehe wir diese gehört und verstanden haben, sollten wir uns nicht anmaßen, feck zu urtheilen über Dinge, für die nur wenige rechtmäßige Richter bestellt sind. Wenn man zu Vergleichen mit solchen Erscheinungen zwingt, wohin sinken dann die Nibelungen herab, die an ihrer bescheidenen Stelle für sich nur den gerechten Anspruch machen dürfen, das Bestreben anerkannt zu sehen, daß sie mit Homer in seiner plastischen Kunst wetteifern wollten. Dies ist großartig genug, sobald man die ungünstigen Umstände bedenkt, und darum wiederhole ich, daß ohne ein historisches Studium die Nibelungen wie fast alle Dichtungen jener Zeiten viel unter ihrem allgemeinen Werthe erscheinen müssen.

Den Nibelungen setze ich nun die Gudrun²⁰⁵⁾ entgegen oder zur Seite, die deutsche Odyssee zur deutschen Ilias, wenn ich diese beliebte und allerdings anwendbare Bezeichnung gebrauchen soll. Noch liegt der Ursprung dieses merkwürdigen Gedichtes im tiefen Dunkel. Entschieden ist, daß schon im 12ten Jahrhunderte Bearbeitungen existirten; unser Lied selbst weist auf ältere Quellen²⁰⁶⁾, und der Pfaffe Lambert hat ein Zeugniß, das auf eine verschiedene Recension deutet. Auf einzelne Züge in unserem Gedichte finden sich aber noch ältere Anspielungen²⁰⁷⁾, so daß die volkmäßige Ausbildung außer Zweifel ist, obgleich die Mittel fehlen, sie zu

205) In der Sammlung von van der Hagen und Primisser.

206) Außer mehrfachen Berufungen auf mündliche Ueberlieferung, einmal Vers 249 als uns die puch kundt tunt.

207) Siehe die Zeugnisse gesammelt bei Grimm p. 325 sqq.

verfolgen. Der Schauplatz der Sage weist uns auf Friesland, Diemarsen, Dänemark, Irland, Seeland und die Normandie, und merkwürdig genug ist's, daß bald der Ton bald der Inhalt des Gedichtes nordische, britische, dänische und deutsche Züge verräth. In allen Theilen erinnert es an den Zusammenfluß von Menschen und Nationen an der Nordsee, ein seefahrendes Volk ist der Pfleger der Sage und die genaue Bekanntschaft mit dem Schiff- und Seewesen ist einmal in unsern deutschen Gedichten eine ganz neue Erscheinung. Daß mehrfacher Nationen Sagen zu der heutigen Gestalt des Gedichtes wirklich Beiträge geliefert haben mögen, dünkt mir um so wahrscheinlicher, als der Anfang ein leicht abzutrennender, britischen oder willkürlichen Ursprung verrathender Theil, die Mitte mit einem eigenthümlichen Schluß im Norden eine vielfach bekannte selbständige Sage, die letzte Hälfte aber, der Kern des deutschen Gedichtes, wieder etwas ganz für sich bestehendes ist. Würde man nun jemals den Quellen dieser einzelnen Theile des locker verknüpften Gedichtes auf die Spur kommen, so zweifle ich nicht im Geringssten, daß man an diesem Gedichte im Norden, wie an der Graalsage in der Provence, die zwei merkwürdigsten Beispiele von der Wirkung dieses Zusammentreffens fremder Nationen auf die Dichtung haben würde und von dem Zusammenschmelzen ausländischer und einheimischer Sagen; und die Bedeutung, die ich immer in dieser Vermischung der Stämme für die romantische Dichtung suchte, würde sich bestimmter herausstellen lassen. Wie wir hier scandinavische Kenningar (die wasserkühle, die blutfarbige Sælde u. A.) finden und den Ton dänischer Kämpfer, den Styl des deutschen Epos und die Lieblingsfabeln der Waliser mit einigen noch entlegneren Zügen, so würden wir dort arabische Astrologie, britische Irrende, neben den französischen Heidenkämpfen und dem sonst Einheimischen beisammen finden. Wie die Tafelrunde des Arthur schon einen weltlichen Gegensatz zu den Graalrittern, ja schon zu den frommen Gotteshelden Karls bildet, so würden diese Raubfahrten der Normannen in Gudrun die weltliche Seite der Kreuzzüge darstellen, wie die Graalsage ihre ideellere erfaßt. Ich würde die totale Entfernung der Graalsage von jeder Erinnerung an Karl und Roland mit der ähnlichen in Gudrun von dem übrigen deutschen Sagenkreis vergleichen; ich würde in der genealogischen Form in beiden eine auffallende Aehnlichkeit

finden; die sittliche Reinigung des Mannes dort und des Weibes hier würde sogar ein entsprechendes Thema sein, und ganz eigen hat es mich immer beschäftigt, woher die auffallende Annäherung im Aeußeren und Inneren der Darstellung in Gudrun und dem Wolframschen Bruchstück des Titirel rühre; ohne daß ich darüber zu einer Befriedigung hätte kommen können, so nahe es liegt, viele ganz Wolframsche Wendungen und Eigenheiten geradezu aus ihm herzuleiten. Einen durchgreifenden Unterschied bedingt immer die außerordentliche Einfachheit unseres Nordens und die größere und unmittelbarere Volksmäßigkeit, obgleich man auch hier bemerken muß, daß die Gudrun eine viel kunstmäßiger Feile erhalten hat als die Nibelungen, daß poetischer Ausdruck, sprachliche Gewandtheit, Reichthum der Gedanken, der Wendungen, der Reime, kurz alles was formell ein Gedicht auszeichnen kann, weit vorzüglicher sind als in den Nibelungen, daß alle Situationen lebendiger, die Charaktere theilweise noch fester gezeichnet, wenn auch nicht so großartig entworfen sind, daß überall dies Gedicht wieder eine ganz originale Mitte zwischen Kunst- und Volksepos einnimmt, wie auch die Sitte moderner ritterlich ist, wie auch der letzte Dichter zwar im Ganzen gleich dem der Nibelungen aus dem Werke entfernt bleibt, aber doch zuweilen hervortritt, ich möchte sagen wie Lamprecht, im kritischen Eifer²⁰⁸⁾ und in dem Ton des inneren Verständnisses der Sage, was in den Nibelungen gerade das umgekehrte ist.

Bei den Nibelungen fand ich es überflüssig, von einem bekannteren Gedichte eine Analyse zu geben; bei der Gudrun glaube ich dies nicht versäumen zu dürfen. Einmal würde ich die Ähnlichkeit und Unähnlichkeit dieses Gegen- oder Seitenstücks der Nibelungen nicht besser anschaulich machen können und dann scheint dieses vortreffliche Gedicht, das mehr wie irgend ein anderes zu einer neuen Bearbeitung hätte auffordern sollen, das wenn es in unserer guten Dichterzeit bekannt gewesen wäre wohl zuverlässig einen kühneren Mann zur völligen Umdichtung bewogen hätte, die es mit vollem Rechte verdient, dieses Gedicht, sage ich, scheint

208) An einer Stelle, wo er die Länge einer Meerfahrt auf 1000 Meilen angegeben findet, ruft er:

so liegent tobe:iche, es ist dem mere nicht geliche.

unbillig schon jetzt vergessen und selbst Männern unbekannt zu sein, denen es nicht hätte entgehen sollen. So vielen Einfluß, sieht man, hatte die dichterisch begeisterte Schule der Romantiker und die vaterländisch begeisterte Zeit der Befreiung auf die größere Verbreitung der Nibelungen und unserer alten Dichtung überhaupt, daß alles später bekannt geworden, eine Gudrun, ein Alexander, unbeachtet liegen blieb.

Ger's und Ute's Sohn Siegbant ist König von Eyrland (man hat die Wahl zwischen Irland und Oerland, wie in den Nibelungen zwischen Island und einem näheren Local in den Niederlanden). Sein Sohn ist Hagen. Einst hält König Siegbant ein großes Fest; neun Tage währte die Freude, am zehnten aber folgt auf Aller Wonne Mancher Klage, auf große Freude herzliche Schwere: mitten unter den Festlichkeiten, da die Magd mit dem kleinen Hagen vor dem Hause allein stand, kam ein Greif und nahm das Kind weg, das die Magd flüchtig verläßt. Der Knabe wird von dem Greifen in sein Nest getragen, wo sich ein junger Greif mit ihm zu schaffen macht, aber mit ihm zu Boden fällt, was dem Hagen Gelegenheit schafft sich zu verkriechen. Er findet in der Nähe drei Königstöchter, die sich auch vor dem Greifen erhalten hatten und jenen nun kümmerlich mit sich ernährten. In der Wildniß wuchs Hagen so auf und lernte von den Thieren körperliche Gewandtheit. Die Ausgesetzten werden nachher durch das Schiff eines vorübersegelnden Grafen von Garabie gerettet, eines Feindes der Familie des Hagen, den er mit Gewalt zwingen muß, das Schiff nach Eyrland zu richten. Hier wird Hagen von seiner Mutter erkannt; wächst nun zu einem Helden heran, von dem man im Lande sagte und sang, und vermählt sich einer der drei geretteten Jungfrauen, Hilde von Indien. Siegbant tritt ihm seine Regierung ab und auf großem Festtag giebt Hagen seine Lehen aus; hält im Lande strenges Gericht und wehrt die Feinde ab. Wie jene früheren streng romantischen Züge an Britisch-Antiken erinnern, so diese letzten ganz aus dem Kreise des Lebens genommenen an angelsächsische und normanische Dichtungen, wie wir sie z. B. in unserem Wilhelm von Orleans erscheinen sehen.

Ein zweiter Theil beginnt nun. Hagens Tochter ist Hilde. Er zieht sie so sorgsam auf und ist auf sie so eifersüchtig, daß er nicht einmal der Sonne und dem Wind gönnt sie zu berühren;

geschweige einem Manne. Keiner soll sie haben der nicht ihm selbst an Stärke überlegen ist; er läßt die Boten hängen und bringt die Bewerber um Ehre und Leben. Auch König Hetel in Heggelingen trägt zweien seiner Recken, Frute und dem berühmten Sanger Horrand auf, für ihn um Hilde zu werben, allein sie wollen das Wagstück nicht ohne die Hülfe des alten Wate übernehmen. Dieser also wird beschickt und vernimmt nicht ohne Zorn das schwere Geschäft, zu dem ihn jene empfohlen. Mit Widerwillen geht er in den Vorschlag ein, in kaufmännischer Verkleidung nach Eyrland zu gehen und sich für geachtet von Hetel auszugeben. Sie gelangen unter Hetels Segen nach Eyrland, gewinnen mit dieser Täuschung, mit ihrem Reichthume und ihrer Freigebigkeit Hagen's Gunst. Die drei wurden an den Hof geladen, die Frauen mochten sie gerne sehen, besonders den alten wunderlichen Wate, der ihnen doch ins Gesicht sagt, daß ihm nie bei schönen Frauen so sanft gewesen als in der Schlacht. Als die Leute des Königs Waffenspiel treiben, fragt ihn dieser, ob so tüchtiger Kampf auch in seinem Lande zu finden sei; da lächelte Wate spöttisch, er habe es nie gesehen, wünsche es aber wohl zu lernen. Der König selbst versucht ihn zur Kurzeile zu lehren und gesteht bald, daß er nie einen so gelehrigen Jünger gesehen. Nachdem Wate auf diese Weise den Hof mit seiner Stärke, und Frute mit seiner Pracht in Erstaunen gesetzt, thut's Horrand durch seinen Gesang. Wie er anhebt, schweigen die Vögel, Hilde und ihre Mägde saßen und lauschten, die Schlafenden ermunterten sich, der König trat auf die Thronen, und als er aufhört, bittet Hilde ihren Vater, ihn mehr singen zu heißen. Dies ist eine jener lieblichen Scenen voll Duft, wie die in den Nibelungen von Volkers Geigenpiel, die so schön die unheimliche Stille der Nacht und jener Nachtwache malt, wie nur immer jene Doloniade im Homer. Auf Hilden hatte die Sehnsucht nach dem holden Gesang solche Wirkung gemacht, daß sie den Horrand zu sich rufen läßt und dieser Gelegenheit giebt, Hetels Werbung vorzubringen. Sie willigt in Einführung, sie besucht das Schiff der Helden, die verborgenen Recken treten heraus, scheiden Tochter und Mutter, zucken die Segel auf, stoßen die Fremden aus dem Schiff und gelangen nach Heggelingen. Der verfolgende Hagen erscheint, ein Kampf erhebt sich, in dem Hetel verwundet wird, Wate aber den Hagen besteht und der mit einer

Versöhnung endet. Nun saß Hilde mit hoher Ehre auf dem Brautstuhl und als ihr Vater scheidet, läßt er ihr eine jener Königstöchter, Hildburg von Portugal, die Gespielin seiner Frau, zurück. Dies ist die zweite Sage von Högni und Hedra, die im Norden mehrfach sich erwähnt und verschieden erzählt findet.

Jetzt erst beginnt eigentlich unser Gedicht, zu dem das bisherige ebenso ein Vorspiel bildet, wie die Episode von Rivalin und Blanchefleur zu Tristan; die Geschehnisse der Eltern wiederholen sich wie ein Erbschicksal im größern Maasse bei ihrem Kinde. König Hetel gewann zwei Kinder, den Ortwin, den der alte Vater erzieht, und die Gudrun, der schönen Mutter schönere Tochter. Um sie läßt Hartmut, König Ludwigs von Normandie Sohn, werben, wird aber abgewiesen. Unerkannt besucht er seinen Hof, gibt sich der Gudrun zu erkennen, die ihn aber weggehen heißt, obwohl sie ihm doch gewogen ist. Dies hebt nachher ihre weibliche Tugend in ein höheres Licht. Von da denkt er darauf, die Schöne zu erwerben, sich an Hetel zu rächen, ohne doch die Gunst der Gudrun darüber zu verlieren. Zu gleicher Zeit hatte ein König Herwig auch vergebens um sie geworben; und sich darauf entschlossen, mit den Waffen seine Werbung selbst anzubringen. Eines Morgens ruft der Wächter von dem Thurm Hetels Mannen zu den Waffen, er sah den Helminglanz der Feinde. Herwig dringt in die Stadt; Gudrun aber scheidet den Streit und wird Herwigs Braut. Als aber Vater und Bräutigam im Kampf gegen einen eingebrochenen Feind liegen, landet Hartmut, von Spähern benachrichtigt, in Hegelingen, und sendet zu Gudrun, die ihm ihr Verlöbniß ankündigen läßt. Hierauf dringt er in die Stadt und raubt die Gudrun und Hildburg und läßt Hetels Stadt und Land verwüftet zurück. Hetel und sein Heer, sobald sie dies vernehmen, verfolgen Hartmut und ereilen ihn auf dem Wulpenwert: dort erfolgt ein trefflich geschilderter Kampf auf den sich auch Lamprecht in seinem Alexander bezieht, wo Hetel dem Vater des Hartmut erliegt, wo Vater wüthet wie ein Eber und Rachen dahin bringt, wo er immer bleiben sollte, wo bis in die Nacht gestritten wird, daß selbst die Waffen gegen die Freunde gekehrt werden. Alles ist hier in der Lebendigkeit, wie in dem Besten des 12ten Jahrhunderts und in der mehr nordischen Kraft gehalten, an die uns alle diese vom Niederdeutschen herstammenden Dichtungen erinnern.

Am andern Tage ist die Frage, ob die Feinde den Raben und Wölfen zur Beute sollen liegen bleiben, oder begraben werden; man rät den Christen diese Ehre anzuthun; man singt den „Sturmtodten“ sorgfältig Messen und baut ihnen ein Kloster auf dem Wulpenfande. Hier sieht man deutlich, daß auch dies Gedicht wie Karl und Alexander durch die Hände eines Geistlichen gegangen ist, der sich auch gleich im Anfange durch seine Scheu vor Meerwundern und dergleichen unchristlichem Volke verrät. Die Heggelinger fahren heim; der gerade Wate verkündet schonungslos ihr Mißgeschick und heißt Hilden ihr Klagen zu lassen, sie erwecke die Todten damit nicht wieder. Wenn das junge Geschlecht erwachsen sei (ein ganz nordischer Zug wieder), dann wollten sie sie rächen.

Indessen sucht der alte Ludwig die gefangene Gudrun für Hartmut zu gewinnen, und als sie ihn entschieden abweist, wirft er sie in die See, aus der sie Hartmut an den Haaren herauszieht. Dies ist den harten Zügen der älteren Sage ganz gemäß. Vielleicht sollte mit dieser Rettung dem Hartmut ein Verdienst beigelegt werden, um ihn Gudrunen annehmlicher zu machen, allein es ist nichts der Art erwähnt, wie auch kaum jene anfängliche Gewogenheit der Gudrun gegen ihn, was Beides vortrefflich gedient hätte, ihre Treue gegen Herwig zu heben. Allein dies ist wieder Verdienst und Mangel dieser Dichtungen, daß sie dergleichen feine Züge stets andeuten, nie aber ausführen, so wie ihre Charaktere oft mit den versprechendsten Linien zu zeichnen angefangen sind, aber nicht beendeten. Da Gudrun nicht in die Ehe mit Hartmut willigt, so zwingt sie die wölfische Mutter Hartmuts, die Dienste der Wäscherin zu thun, ihre treue Hildburg theilt ihr Schicksal, und Niemand als Hartmuts Schwester Drerun nimmt an ihr Antheil. In Heggelingen aber rüstet sich nach dem Verlaufe der Zeit auf Hildes Betrieb ein neues Heer zur Rache. Sie landen nach einer gefährlichen Meerfahrt in Normandie, waffnen sich, üben die Rosse, die sich „verstanden“ hatten, und Drerun und Herwig, Bruder und Verlobter der Gefangenen gehen aus, als sich die Sonne senkt, Kunde über die Gefangene einzuziehen. Den waschenden Jungfrauen erscheint am Strande in Vogelgestalt ein Engel, der sie anredet und ihnen die Ankunft des Heeres und zweier Boten verheißt. Die Sehnsucht, mit der sich die gerührte

Gudrun, ehe sie für die freudige Aussicht auf die Lösung ihres elenden Geschickes einen Sinn zeigt, nach ihrer Mutter, nach Bruder und Geliebten, nach dem biedereren Horrand und dem alten Wate erkundigt, ist ganz vortrefflich behandelt. Als die Mägde Abends nach Hause kommen, werden sie mit Schmähungen von Gerlinde empfangen, die sie heißt, morgen mit dem Frühesten an ihr Tagewerk zu gehen; Festzeit nahe und Gäste sollen kommen, wie sie wohl vernommen hätten. Es war Winterzeit, gegen Ostern; Nachts fiel noch ein tiefer Schnee, baarfuß müssen die Gequälten ihre Wäsche zum Strande tragen. Als sie vielfach nach dem verheißenen Boten ausgespäht und sie herbeigewünscht hätten, erscheint die Barke, und weibliche Scham heißt die Jungfrauen vor den Männern fliehen. Sie rufen sie zurück, befragen sie nach dem Gebieter des Landes, bieten den vor Frost starrenden vergebens ihre Mäntel an; Drtwin fragt auch nach Gudrun; während Herwig oft ihre Züge mit denen seiner Freundin im Gedächtniß vergleicht, und ausspricht, sei Gudrun noch am Leben, so müsse es diese sein. Zugleich nannte er Drtwin beim Namen, und Gudrun, sie zu prüfen, gibt sich für todt aus. Die Erkennungs-scene ist an Wirkung dem beliebtesten Gegenstande der griechischen Tragiker, dem Wiedersehen der Electra und des Orestes, gleich. Drtwin will sie nicht auf der Barke mit sich nehmen: die man ihm im Sturme nahm, mag er nicht stehlen. Sie fahren hinweg, im stolzen Selbstgefühl wirft Gudrun die Kleider, die sie waschen sollte, in die See, und als sie heim kommt, wendet sie die drohende entehrende Strafe ab, indem sie sich willig erklärt, dem Hartmut anzugehören. Sie badet und kleidet sich, sie heißt Hartmut listig Boten nach seinen Freunden aussenden, um die Zahl der Vertheidiger zu schwächen, ihr freudiges Lachen verräth sie der Gerlinde. Als die zwei jungen Helden zu ihrem Heere zurückkommen, verkünden sie wie wunderbar sie auf Gudrun gestoßen, und wie sie sie waschend gefunden. Die Kriegsleute weinen; der alte Wate sieht sie zornig an und sagt: ihr gebärt euch wie die Weiber; sorgt vielmehr, daß ihr die Kleider roth macht, die ihre Hände weiß gewaschen haben. Des Nachts noch sollen sie ausbrechen nach Hartmuts Burg, die Luft sei heiter, der Mond scheine hell. Dies geschieht; als der Morgenstern aufgeht, späht eine von Gudruns Frauen, die den Preis verdienen wollte, den sie derjenigen versprochen hatte, die

ihr des nächsten Tages Schein zuerst verkünden würde, aus dem Fenster und sieht Helme und Schilde vor der Burg leuchten; der Wächter ruft die Helden Ludwigs zu den Waffen, Gerlinden ahnt, daß sie heute der Gudrun Lachen theuer bezahlen müsse, und Hartmut zeigt ihr jetzt zum erstenmal seinen Zorn über Gudruns Mißhandlung, und weist sie an ihr Weibergeschäft, als sie ihm rath sich belagern zu lassen und nicht ausziehen. Er beginnt den Kampf mit Ehre, verwundet Ortwin und Horrand, und auch Herwig besteht schlecht beim Zusammentreffen mit dem alten Ludwig, aber das zweitemal schlägt er ihm das Haupt ab. Den Hartmut schneidet Wate von dem Thore ab, als schon das Wehgeschrei aus der Burg über Ludwigs Fall ihm Böses verkündet; Gerlinde bot großen Lohn, wer ihr die Gudrun erschläge und schon wollte Einer ihrer Leute diesen Preis verdienen, als ihm auf das Hülfgeschrei der Gudrun in den Fenstern Hartmut edelmüthig von unten wehrte. Ortwin bittet die Gudrun im Jammer um ihren gefallenen Vater, den Wate und Hartmut zu trennen, sie fordert dazu den Herwig auf, der aber mit Worten und Waffen den alten Wate vergebens zur Schonung zu bewegen sucht. Hartmut wird gefangen, Wate stürmt die Burg und grundsätzlich schont er nicht die ungeborenen Kinder: denn wüchsen sie auf, „so würde er ihnen nicht mehr trauen, als einem wilden Sachsen.“ Ortwin und Gerlinde suchen Schutz bei Gudrun; als der grimelige Mann mit knirschenden Zähnen, mit forschenden Augen, mit ellenbreitem Barte naht, gelingt es ihr die Ortwin zu retten, aber die Gerlinde wird ihm verrathen und büßt mit ihrem Leben, und so übt er auch an Hergart, einer der Dienerinnen Gudrunens, welche die Rolle der Melantho spielte, die Rache des schonungslosen Rächers. Es folgt dann die Heimfahrt nach Heggelingen und die dreifache versöhnende Verbindung zwischen Hartmut und Hildburg, Herwig und Gudrun, Ortwin und Ortwin.

Man wird aus dieser kurzen Angabe des Gangs der Handlung, so wie aus den wenigen Zügen die ich aus der Darstellung einfließen ließ, die Ähnlichkeit und Hinneigung zu der Manier des Kamprecht und jener Zeit nicht verkennen, während im Ganzen die volkstümliche Manier der Nibelungen herrscht. Es ist eine gewisse Lockerheit in der Zusammensetzung der verschiedenen Theile des Gedichtes, aber die Handlungen selbst hängen fest zusammen,

wie auch die Charaktere, und von den Widersprüchen in den Nibelungen findet sich nichts, wenn man nicht jene ähnliche ewige Jugend in der Hildburg wollte geltend machen, eine Freiheit, die sich doch die Dichtung überall nahm. Viele Eigenschaften dieses Liedes möchte man den Nibelungen wünschen; es legt die trockne Farblosigkeit ab, ohne die leere Prunksucht der Hofdichter anzunehmen. Beide Gedichte dürfen für die Nation ein ewiger Ruhm heißen. Sie reichen gleichsam in jene alten Zeiten mit ihren Thaten, Sitten und Gesinnungen hinüber, aus denen die Stimme der mißgestimmten römischen Feinde die Tapferkeit, die Wildheit, aber auch die Treue und Verlässigkeit, die Zucht und Keuschheit unserer ehrwürdigen Ahnen rühmten. Wenn wir diese Dichtungen voll gesunder Kraft, voll biederer wenn auch rauher Sinnesart, voll derber aber auch reiner, edler Sitte betrachten neben dem schamlosen, eklen und windigen Inhalt der britischen und neben den schalen, läppischen und zuchtlosen Stoffen der französischen Romane, ja neben dem bigotten fränkischen Volksepos, so werden wir ganz andre Zeugnisse für die angestammte Vortrefflichkeit unseres Volkes reden hören, als die dürren Aussagen der Chronisten, und im Reime werden wir bei unseren Vätern schon die Ehrbarkeit, die Besonnenheit, die Innigkeit, und alle die ehrenden Eigenschaften finden, die uns noch heute im Kreise der europäischen Völker auszeichnen. Diese herrlichen Stoffe uralter Dichtung lassen, wenn sie auch nicht geistige Routine zur Schau tragen, wie das die fremden Poesien jener Zeit besser können, auf eine Fülle des Gemüthes und auf eine gesunde Beurtheilung aller menschlichen und göttlichen Dinge schließen, die seitdem ein Erbtheil der Nation geblieben sind, das mit jedem neuen Umsatz wuchernd zu einem weiten Vermögen heranwächst.
